

ge nicht nur für Einzelne liegt, die ihrer zunehmenden Isolation mit wachsendem Alter frühzeitig andere Perspektiven entgegensetzen wollen, sondern auch für Kirchengemeinden als Förderinstitutionen des gemeinschaftlichen Wohnens, hat ein Fachtag „Neue Wege in der gemeindlichen Altenarbeit“ Anfang Februar 2003 herausgearbeitet.

Wie Bildungsarbeit dazu beitragen kann, dass Einzelne mit den Problemen, die, in der Arbeitswelt erworben, das Leben nach der Arbeitswelt belasten, nicht allein gelassen werden, hat der aus dem Vulkan-Akten-Gesundheitsprojekt des Vereins „Arbeit und Zukunft“ erwachsene Bildungsurlaub **„Gesundheit am Ende der Erwerbstätigkeit“** gezeigt. Hier scheint eine Fortsetzungsarbeit – auch in Verbindung mit dem Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt – angesagt.

Dass Bildungsarbeit gefragt ist, weder die Angehörigen von Demenzerkrankten mit ihren vielen Fragen und Entscheidungsproblemen noch die von der großen Zahl der Erkrankungen überforderten Pflegeinstitutionen und Altenhilfestrukturen allein zu lassen, hat der große Zuspruch zur Ausstellung „Wie aus Wolken Spiegeleier werden“ – Alzheimer und Kunst unter Beweis gestellt. Auch dieses Thema wird den Fachtag „Neue Wege in der gemeindlichen Altenarbeit“ mitgeprägt haben. So groß der gesell-

schaftliche **Bedarf an einem ehrenamtlichen „Unterbau“** unter der institutionellen Altenhilfe ist, so sehr ist der strategische Kurzschluss verboten, es seien mit den nach ehrenamtlichen Engagement fragenden „jungen Alten“ die Ehrenamtler für die betreuungs- und pflegebedürftigen Alten gefunden. Für die Begleitung und Betreuung erkrankter Menschen und ihrer Angehörigen sind alle Generationen gefragt.

Andere machen es vor. Es waren zwei 77jährige, die aus ihrem ehrenamtlichen Engagement in der nachberuflichen Phase heraus qualifiziert waren, im Begleitprogramm der stark beachteten Ausstellung „Afghanistan vor den Kriegen. Eine fotografische Zeitreise 1973/78 mit Bildern von Wilhelm Rösing“ im forum Kirche die Auskunft gaben über das Afghanistan nach den Taliban: der ehemalige Bremer Polizeipräsident Ernst Diekmann und die Schulbau-Projektinitiatorin Ursula Nölle aus Hamburg. Und es war der 85jährige frühere Lehrer und friedensbewegte Pazifist Helmut Hoffmann, der mit seinen nachkommentierten Soldatenphotos aus dem zweiten Weltkrieg und den vielen begleitenden Gesprächen auch mit Schulklassen während seiner Ausstellung „Wider den Krieg“ weit mehr, als wir erwarten konnten, für den Dialog der Generationen getan hat.

(Der Text wurde erstmals als Jahresbericht des Bildungswerkes Bremen für 2002 veröffentlicht.)

Tobias Kläden/Stefan von der Bank

„Selbst die Senioren sind nicht mehr die alten ...“

Eine empirisch-theologische Studie zur religiösen Entwicklung im Erwachsenenalter

Die am Bonner Seminar für Pastoraltheologie durchgeführte empirisch-theologische Studie „Religiöse Entwicklung im Erwachsenenalter“ hat in den Medien ein lebhaftes Echo gefunden. Einer der Zeitungsberichte überraschte mit dem Titel „Selbst die Senioren sind nicht mehr die alten ...“. Hintergrund, Methode und Ergebnisse des Forschungsprojektes sollen hier kurz skizziert werden. Die pastoraltheologisch entscheidende Frage aber lautet: Welche Herausforderung für die kirchliche und gemeindliche Praxis ergeben sich daraus?

Hintergrund

Der Anteil der Älteren in unserer Bevölkerung nimmt stetig zu. Dass dies in allen gesellschaftlichen

Bereichen zu immer dringlicheren Herausforderungen führt, gelangt zunehmend ins öffentliche Bewusstsein. Eine neue, bislang weit unterschätzte, in Zukunft wohl immer stärker in den Blick tretende Aufgabe ist es, eine Alternskultur zu schaffen, die älteren Menschen ein Leben in Würde und Selbstbestimmung ermöglicht und die Generation der Senioren als eine gleichwertige Gruppe unserer Gesellschaft wahrnimmt und achtet. Auch Kirche und Theologie sehen sich aus ihrer gesellschaftlichen Verantwortung heraus verpflichtet, dazu einen konstruktiven Beitrag zu leisten.

Um sich dieser Aufgabe anzunähern, ist zunächst eine aufmerksamere Wahrnehmung der Religiosität und ihrer Entwicklung im Erwachsenenalter nötig. In diesem Zusammenhang hat die seit längerem im Gang befindliche Diskussion um die so genannten

Stufenmodelle der Entwicklung des „religiösen Urteils“¹ und des „Lebensglaubens“² gezeigt, dass die Annahme von linearen, einer inhärenten Logik folgenden Entwicklungsmodellen problematisch ist und sich zumindest für das mittlere und höhere Erwachsenenalter empirisch kaum bestätigen lässt. Mehr Erklärungskraft scheint die sogen. „Psychologie der Lebensspanne“³ zu haben: Entwicklung wird hier als ein lebenslanger Prozess gesehen, der in seinen unterschiedlichen Dimensionen zu jedem Zeitpunkt Veränderungen erwarten lässt und dabei gleichzeitig Wachstums- und Abbauvorgänge aufweisen kann. Der biographische Entwicklungsprozess ist bei diesem Deutungsmodell immer in historisch-kulturelle Rahmenbedingungen eingebunden und wird von Zäsuren des Lebenslaufs, vor allem aber durch sogen. kritische Lebensereignisse (Krankheit, Trennung, Verlust des Arbeitsplatzes usw.) bestimmt.

Auf dem Hintergrund dieses Konzepts einer lebenslangen Entwicklung versuchte das genannte Forschungsprojekt⁴, Religiosität von Menschen im mittleren (Jg. 1950–1955) und höheren (Jg. 1930–1935) Erwachsenenalter zu erfassen und zu beschreiben. Dazu wurden 121 Frauen und Männer dieser Altersstufen und aus verschiedenen Regionen Deutschlands in mehrstündigen Interviews zur Entwicklung ihrer Religiosität über ihr gesamtes Leben hin befragt. Ein Drittel dieser Forschungspartner wurde nach anderthalb Jahren erneut befragt, um die Ergebnisse der Erstbefragung im Konsens mit ihnen zu überprüfen und um die aktuelle Weiterentwicklung ihrer Religiosität zu erfragen.

Das zentrale Ergebnis: Lebenslange Veränderungen in der Gestalt der Religiosität, religiöse Individualität und Pluralität

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass es unter der Perspektive der lebenslangen Entwicklung tatsächlich gelingt, religiöse Entwicklung im Erwachsenenalter adäquater zu erfassen: Wie andere Entwicklungsdimensionen auch, verändert sich Religiosität über die gesamte Lebensspanne in individuell sehr verschiedener Weise. Betrachtet man den Zeitraum ab dem (von den Forschungspartnern selbst zu datierenden) Eintritt in das Erwachsenenalter, so behalten nur 40% ihre zu diesem Zeitpunkt gewonnene Gestalt der Religiosität⁵, während 60% ein- oder mehrmals einen Wechsel ihrer religiösen Gestalt zeigen. Dabei können sich verschiedene Dimensionen der Religiosität wie z.B. das Gottesbild oder die religiöse Praxis in ganz unterschiedlicher Richtung oder Intensität verändern. Grundsätzlich weisen prakti-

sche Dimensionen (sei es eine mehr persönlich geprägte Spiritualität, diakonisches Engagement oder die Anbindung an eine Gemeinde) eine höhere Konstanz auf als religiöse Vorstellungen und Inhalte, die sich häufiger verändern.

Insgesamt wird deutlich, dass traditionale Formen des Religiösen, die in Kindheit und Jugend vorherrschen, ihre Dominanz verlieren zugunsten einer Pluralität kommunialer und kulturchristlicher, aber auch postmoderner oder indifferenter Gestalten von Religiosität. Diese Pluralisierung erfolgt sowohl in der älteren als auch in der jüngeren Gruppe; sie gewinnt aber in der jüngeren Altersgruppe an Tempo.

Nur noch eine kleine Minderheit der (angehenden) Senioren entspricht der traditionellen Vorstellung, wonach Menschen mit zunehmendem Alter zugleich „frömmere“ werden, gemäß dem Sprichwort: „Mit dem Alter kommt der Psalter.“ Falsch wäre aber auch die Vorstellung eines generellen Verfalls oder einer Verdunstung von Religiosität: Häufig geht nicht die Religiosität als solche verloren, wohl aber entwickeln sich ihre traditionellen Ausdrucksformen parallel mit veränderten persönlichen und kulturellen Rahmenbedingungen, so dass zwischen den einzelnen Individuen, aber auch innerhalb der Einzelbiographie ein hohes Maß an religiöser Pluralität und eine Vielfalt in der konkreten Gestalt der Religiosität entsteht. Einige Aussagen aus den Interviews können dies illustrieren:

„Wenn ich so über mein Leben blicke, spielte Religiosität mal eine große, mal eine kleine Rolle. Aber immer eine Rolle. (Heute ist) Religiosität für mich etwas sehr persönliches, tief in mir, in meinem Inneren. Ich versuche nach Gottes Willen zu handeln. Sein Wille ist das, was er mir durch moralische Vorbilder gezeigt hat.“ (Herr H., Jg. 1951)

„Früher war der Kirchgang für mich selbstverständlich. Heute renne ich nicht in die Kirche, für mich ist die Umwelt, die Natur mein Gottesdienst. Ich würde unglücklich, wenn ich nicht mehr in meinen Garten gehen kann.“ (Frau S., Jg. 1931)

„Im Moment beschäftige ich mich mit den Themen ‚Entstehung der Welt‘ und ‚Kosmologie‘. Hier ist mir die Frage nach Gott immer gegenwärtig. Es gibt keine eindeutige Antwort auf die Frage nach Gott, aber man muss immer weiter suchen.“ (Herr A., Jg. 1951)

Phasen kritischer Lebensereignisse spielen eine gewichtige Rolle. Es hat sich gezeigt, dass nach ihrer Bewältigung ein gutes Drittel unserer Forschungspartner Veränderungen in ihrer religiösen Gestalt beschreibt. Dieses Ergebnis gibt einen Hinweis darauf, dass solche herausragenden Ereignisse im Lebenslauf sensible Phasen für die Entwicklung der Religiosität sind. Gerade christlich gepräg-

te Religiosität trägt dabei zur Unterstützung und Stärkung bei:

„In Krisenzeiten, wo ich keine Ausweg mehr sah und mich überfordert fühlte, bin ich ganz bewusst in die Kirche gegangen und habe gebetet. Das hat mich sehr entlastet. Es gab mir das Gefühl: Da ist jemand, der mir helfen kann.“ (Herr L., Jg. 1952)

Pastorale Bedeutung der Untersuchungsmethode

Eine Frau aus Leipzig (Jg. 1955) z. B. meinte: „Was ich eigentlich suche, sind so Diskussionen oder so ein Gespräch wie jetzt mit ihnen. Dann kommt man zu anderen Schlüssen ...“

Eine Aussage wie diese verdeutlicht ansatzweise die pastorale Bedeutung der biographischen Methode: Es sind Frauen und Männer zu Wort gekommen, um über die Einschätzung ihrer religiösen Entwicklung und ihrer aktuellen Religiosität zu erzählen. Für viele Gesprächspartner war dies die erstmalige Möglichkeit, intensiv über ihren Glauben zu erzählen. Nach eigener Einschätzung haben viele der Forschungspartner von der dialogischen religiösen Selbstreflexion profitiert und konnten Zusammenhänge zwischen Lebensgestaltung und religiöser Entwicklung entdecken, was als Bereicherung erlebt wurde. Geschätzt wurde die aufmerksame und absichtslose Form des Zuhörens, aber auch das genaue Nachfragen des Interviewers, das die Forschungspartner intensiv mit sich selbst konfrontierte. Die Bedeutung der Gespräche lässt sich auch daran ablesen, dass einige Gesprächspartner fragten, wo denn innerhalb von Gemeinden so ein Gesprächsraum zu finden sei⁶. Insgesamt wird an diesem Punkt deutlich, dass kirchliche Altenbildung auch eine diakonische Aufgabe hat⁷.

Herausforderungen für die pastorale Praxis

Für die Seelsorge mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte bedeuten die Ergebnisse unserer Studie, dass nicht mehr selbstverständlich von einer in sich homogenen Gruppe „der Alten“ ausgegangen werden kann. Eine größere Offenheit für lebensnotwendige Pluralität und erhöhte Aufmerksamkeit für die individuellen Lebensgeschichten und deren Verschiedenheit tut Not, wobei immer weniger scheinbar selbstverständliche Glaubensüberzeugungen allgemein vorausgesetzt werden können. Erforderlich erscheint eine „Pastoral der Lebensspanne“⁸, die nicht verschiedene Zielgruppen, darunter die kirchlich

„pflegeleichter“ Senioren, als separate Gruppen im Blick hat, sondern die ganze Lebensspanne mit ihren individuellen Verschiedenheiten respektiert und nicht die Augen vor der offenkundigen und zunehmenden Pluralität religiöser Gestalten verschließt.

Gefordert ist aber auch eine Verständigung über Kriterien erwachsener Religiosität, die sich aus empirischen Befunden nicht ableiten lassen. Hier können die in unserer Studie enthaltenen normativen Implikationen nur angedeutet werden: Aus der jüdisch-christlichen Tradition heraus können (a) die Korrelation von Leben und Religiosität, welche beiden Elementen eine unverrechenbare Eigenständigkeit zuerkennt, (b) die innere Konsistenz der religiösen Gestalt und (c) der gemeinschaftliche Charakter von Religiosität als wichtige Normen zur Beurteilung der Reife erwachsener Religiosität gelten⁹.

Anmerkungen

¹ Vgl. F. Oser/P. Gmünder, *Der Mensch – Stufen seiner religiösen Entwicklung. Ein strukturgenetischer Ansatz*. Zürich 1984.

² Vgl. J. W. Fowler, *Glaubensentwicklung. Perspektiven für Seelsorgearbeit und kirchliche Bildungsarbeit*. München 1989.

³ Vgl. P. B. Baltes, *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Theoretische Leitsätze*, in: *Psychologische Rundschau* 41 (1990), 1–24.

⁴ Dieses Forschungsprojekt wurde am Bonner Seminar für Pastoraltheologie unter Leitung von Prof. Dr. Walter Fürst in Kooperation mit dem Referat Altenarbeit des Bistums Aachen (Dr. Andreas Wittrahm) durchgeführt und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Für weitere Informationen, Ergebnisse und praktisch-theologische Konsequenzen vgl. den Sammelband W. Fürst, A. Wittrahm, U. Feeser-Lichterfeld/T. Kläden (Hrsg.), *„Selbst die Senioren sind nicht mehr die alten ...“*. Praktisch-theologische Beiträge zu einer Kultur des Alterns (Theologie und Praxis). Münster (im Druck) sowie die Homepage des Projekts: www.pastoraltheologie.uni-bonn.de/faith.

⁵ Zum Begriff der religiösen Gestalt vgl. W. Fürst u. A. Wittrahm, *Gestalten erwachsener Religiosität*, in: G. Bitter u. a. (Hrsg.), *Neues Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe*. München 2002, 204–208.

⁶ Unterstrichen wird dies auch durch die spontane Bereitschaft der Forschungspartner zu einem zweiten Interview nach anderthalb Jahren.

⁷ Vgl. M. Blasberg-Kuhnke, *Individualisierung und Dynamisierung der Religiosität im höheren Erwachsenenalter – Konsequenzen für die Altenbildung*, in: W. Fürst et al. (Hrsg.) (im Druck), s. o. Anm. 4.

⁸ Vgl. W. Fürst u. U. Feeser-Lichterfeld, *„Je älter, desto religiöser“? Pluralisierung und Dynamik der religiösen Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte als Aufforderung zu einer „Pastoral der Lebensspanne“*, in: *Theologie der Gegenwart* 45 (2002), 263–271.

⁹ Vgl. R. Englert, *Von der Deskription der Religiosität Erwachsener hin zu Kriterien erwachsener Religiosität*, in: W. Fürst et al. (Hrsg.) (im Druck), s. o. Anm. 4.

„Pflegepartner werden“ – Bildungseinrichtungen qualifizieren für bürgerschaftliches Engagement

Im Zuge der vielfältigen Veränderungen im Bereich des ehrenamtlichen Engagements wächst auch und gerade die Nachfrage nach (Weiter-) Qualifizierung. Dies eröffnet den Erwachsenenbildungseinrichtungen die Chance, sich hier ein neues zukunftssträchtiges Aufgabenfeld und damit ggf. auch neue Zielgruppen zu erschließen (vgl. z.B. Schlegl in Bergold/Mörchen/Schäffter 2002). Gefragt ist die Entwicklung neuer, auf die Spezifika bürgerschaftlichen Engagements ausgerichteter Lern- und Lehr-Formen. Am Beispiel eines VHS-Fortbildungsangebots wird aufgezeigt, welche Strategien sich hier bewährt haben und welche didaktisch-methodischen Anregungen sich daraus für Bildungsanbieter ergeben.

Das Projekt „Pflegepartner werden“

„Bürgerschaftliches Lernen“ beginnt mit der Entwicklung einer Projektidee – im vorliegenden Falle ist dies die Einsicht, dass es für pflegende Angehörige zwar Treffpunkte, jedoch keine „zugehende“ Beratung und Begleitung gibt. Pflegende Angehörige sind oftmals so stark in die Pflege involviert, dass sie nicht die Kraft aufbringen, sich auf den Weg zu machen, Veranstaltungen außerhalb der eigenen Wohnung zu besuchen.¹ Vor dem Hintergrund dieser konkreten Bedarfslage liegt es nahe, hier an eine spezielle Qualifizierung für freiwillige Helfer zu denken – die Vision einer Initiative vor Augen, deren Mitglieder ähnlich wie Hospizhelfer pflegende Angehörige bei den Schwierigkeiten der häuslichen Pflege begleiten. – Als Partner für dieses Vorhaben gelingt es, die VHS- Kreis Viersen zu gewinnen: Erich Schützendorf, der zuständige Fachbereichsleiter, ist schnell von der Idee überzeugt. Er bietet der Initiatorin Strukturierungshilfe, Unterstützung und eine „Plattform“ zur Umsetzung der Idee. Das Pilotprojekt „Pflegepartner werden“ zur Vorbereitung auf das freiwillige Engagement ist beschlossen.

Folgende Übersicht zeigt, dass das Fortbildungsprojekt „Pflegepartner werden“ die ersten drei Phasen des Gesamtprojekts „Pflegepartner“ ausmacht.

Übersicht zum Gesamt-Projekt „Pflegepartner“

0. Vorbereitungsphase: Erarbeitung der Konzeption mit einer Gruppe Freiwilliger (Februar 2001–September 2002)

1. Grundkurs: „Pflegepartner werden“ (Oktober 2002–Mai 2003), 6x2 Tage Fortbildung, Abschluss mit Zertifikat, 2 Exkursionen (z.B. zur Memory-Klinik in Essen)

2. Phase: Praktikum (Juni 2003–November 2003), Praktikum bei dem ambulanten Dienst (Hausbesuche), der Gruppe pflegender Angehöriger, Tagespflege, Altenberatung, Besuch stationärer Einrichtungen, Etablierung von „Patenschaften“: Professionelle/Pflegepartner, Einsatz nur in Begleitung, 2–3 Arbeitstreffen, ganztätig, Abschluss dieser Phase mit einem individuellen „Personalentwicklungsgespräch“ (Thema ist wo liegen Stärken und Schwächen, welche Einsatzmöglichkeiten passen), Öffentlichkeitsarbeit

3. Phase: Engagement in Familien/bei Angehörigen (Dezember 2003–August 2005)
Vermittlung durch Fachkraft, Begleitung pflegender Angehöriger, 1 x im Monat: Fallbesprechung in der Gruppe unter fachlicher Leitung (in dieser Phase steht eine Fachkraft zur Beratung zur Verfügung, begleitende Fortbildungen von VHS/Verein Gemeinsam), Öffentlichkeitsarbeit (Fortsetzung)

4. Phase: Erarbeitung eines Curriculums „Pflegepartner werden“ (September 2003–Mai 2004)

5. Multiplikatorenfortbildung und Curriculumentwicklung für Personen, die in der Vorbereitung und Begleitung von Pflegepartnern aktiv werden wollen (Juni 2004–August 2005)

Definiert werden Ziel, Gesamumfang der Leistungen, einzelne Projektschritte sowie die Verteilung der Rollen auf der Anbieterseite: der Fachbereichsleiter der VHS übernimmt die Organisation des Projektes, die Initiatorin engagiert sich (ehrenamtlich) als Beraterin/Prozessbegleiterin.

Mit ihrem nachfrageorientierten Ansatz begibt sich die VHS-Kreis Viersen in ein methodisch-didaktisches Neuland, gilt es doch, eine Fortbildung zu konzipieren und durchzuführen für eine freiwillige Tätigkeit, die es bislang noch nicht gibt. Zu entwer-

fen und erproben ist ein Lernarrangement, das es ermöglicht, ein spezielles Rollenprofil für dieses bürgerschaftliche Engagement als „Pflegepartner“ zu entwickeln und für die Übernahme einer solchen Rolle zu qualifizieren (vgl. dazu auch Knopf 2002).

Rahmenbedingungen für eine Annäherung an die neue Pflegepartner-Rolle

Im Rückblick lassen sich fünf zentrale Aspekte benennen, die bei der Konzipierung und Durchführung dieses Lernarrangements Berücksichtigung fanden:

(a) Freiwillige wollen sich ihren eigenen „Lehrgang“ selbst entwickeln

Ausgangspunkt für die Planung des Lernarrangements war die Hypothese, dass Freiwillige kein „fertiges Lernprogramm“ durchlaufen wollen. Sie sind dann besonders motiviert, wenn sie nicht nur ihre Projektidee, sondern auch ihr eigenes Lernprogramm entwickeln können. Entsprechende Präferenzen sind vielfach empirisch belegt (vgl. dazu die Übersicht in Bubolz-Lutz/Rüffin 2001). Seitens der Bildungseinrichtung legt dies die Wahl eines didaktischen Arrangements nach dem Prinzip des „Selbstbestimmten Lernens“ nahe. Hier versteht sich der „Bildungsanbieter“ als Rahmengerber für die Lernprozesse der Teilnehmenden. Statt eines vorgefertigten Curriculums bietet er den Bürgern eine Plattform, sich ein Rollenprofil selbst zu entwickeln und ihren eigenen Lehrgang selbst zu schaffen.

Der Bildungsanbieter

- sichert die Organisation
- bietet möglichst „lernförderliche Bedingungen“
- regt Lern- und Reflexionsprozesse dadurch an, dass er den Lernenden hilft, ihre Interessen zu artikulieren und ihr eigenes „Curriculum“ zu entwerfen
- fasst Arbeitsergebnisse zusammen
- gibt Rückmeldungen über Lernergebnisse
- stellt Materialien zur Verfügung und
- macht Evaluationen allen Beteiligten zugänglich.

Ist eine externe Beratung/Begleitung verfügbar, so stellt diese der Lerngruppe ihren „Außenblick“ zur Verfügung: sie hält ihr – was deren eigene Lernprozesse betrifft – einen „Spiegel vor“, regt dazu an, Lernhindernisse ausfindig zu machen und zeigt Wege auf, diese eigenständig zu überwinden (vgl. dazu ausführlich lernEXPERT 2003).

Im Projekt „Pflegepartner werden“ versuchen die Teilnehmenden von Beginn an, das Prinzip einer Selbstbestimmung des Lernprozesses umzusetzen:

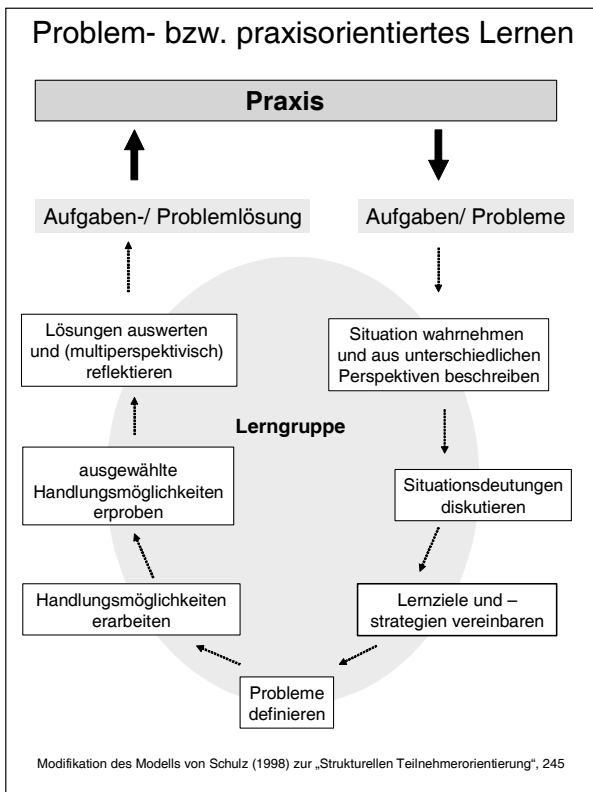
eine „Vorbereitungsgruppe“ bestehend aus sechs an der Qualifizierung Interessierten, dem VHS-Fachbereichsleiter und der Initiatorin des Projektes wird gegründet. Diese nimmt in regelmäßigen Treffen erste Klärungen und Entscheidungen vor: Sie konkretisiert die Projektidee, diskutiert mögliche Projektziele (z. B. spätere Gründung einer Initiative „Pflegepartner“), recherchiert die Bedarfslage, entwirft einen Flyer und ermittelt als notwendig erachtete Lerninhalte.

Die konsequente Anwendung des Prinzips des „Selbstbestimmten Lernens“ führt zu einer klaren Rollenvorstellung für die Bildungsanbieter: sie werden zu Organisatoren, Koordinatoren und Begleitern „bürgerschaftlichen Lernens“ (vgl. Steiner 2001). Gefragt ist ihre Professionalität bei der Schaffung von anregenden Lernumgebungen und Lernanreizen und ihre Fähigkeit, den Lernprozess der Gruppe kontinuierlich zu begleiten.

(b) Praxis- und problemorientiertes Lernen ist gefragt

Für Freiwillige ist Lernen kein Selbstzweck. Vielmehr geht es ihnen darum, sich für konkrete Aufgabenstellungen in ihrer jeweiligen Praxis zu qualifizieren. Das zu erwerbende Wissen hat damit vorrangig Handlungsbezug. Es soll nicht nur den eigenen Verständnishorizont erweitern, sondern soll Handlungsspielräume eröffnen, das eigene Handeln optimieren. Theoriebezüge sollen helfen, Situationen besser zu verstehen, um sie in der Folge gezielt gestalten zu können. „Bürgerschaftliches Lernen“ findet also nicht nur innerhalb der Praxis des Engagements statt. In den Vorbereitungskursen zum qualifizierten Engagement soll an der Praxis und für die Praxis gelernt werden. Ausgangspunkt und motivierender Faktor ist eine von den Engagementwilligen jeweils identifizierte Bedarfslage – meist geht es um eine Verbesserung von Lebensbedingungen im Umfeld der Engagierten.

In der VHS-Fortbildung „Pflegepartner werden“ wird diesem Prinzip entsprechend stets von der Praxis ausgegangen. Dabei stehen zunächst konsequent die Beschreibung und Reflexion selbst erlebter Praxis im Vordergrund: viele der Teilnehmenden sind bereits als pflegende Angehörige tätig (gewesen) – sie können aus der Innensicht schildern, welche Herausforderungen für sie selbst mit dieser Aufgabe verbunden (gewesen) sind. In der mittleren Ausbildungsphase werden Videoaufzeichnungen von Pflegesituationen Gegenstand einer Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Perspektiven der Teilnehmenden (vgl. dazu Münnix 2003). In Rollenspielen wer-



knüpft, dass sich zwischen den bereits bestehenden Angeboten zur Unterstützung der häuslichen Pflege und den neu hinzukommenden Pflegepartnern „Kooperation statt Konkurrenz“ entwickelt. Dazu ist es hilfreich, z.B. entsprechende Verbände, Einrichtungen, Vertreter aus Politik und Verwaltung, Altenheimen, Tagespflegeeinrichtungen und ambulanten Pflegediensten und anderen bürgerschaftlichen Initiativen in die Fortbildung mit einzubeziehen.

Zu den Prinzipien der Qualifizierung gehört ihre enge Anbindung an die bestehende Infrastruktur:

- Professionelle werden bereits in der Planungsphase in die Konzeptentwicklung aktiv einbezogen.
- Speziell interessierte Professionelle nehmen an der Fortbildung kontinuierlich als Lernende teil.
- Gezielt werden Institutionen (z.B. Sozialstationen, Tagespflegeeinrichtungen) besucht – die Fortbildungen finden in verschiedenen Altenheimen der Umgebung statt: so ergeben sich zwischen Heimleitung, Personal und den zukünftigen Pflegepartnern erste Kontakte.

Die Bildungsanbieter leisten hier „horizontale Netzwerkarbeit“: sie bereiten den Boden für Lernkooperationen, nicht zuletzt in der Absicht, dass diese in der späteren Tätigkeit der Freiwilligen fortgesetzt werden¹.

den konkrete Beratungsgespräche simuliert und anschließend in der Lerngruppe aus unterschiedlichen Sichtweisen reflektiert.

Bildungsanbieter fungieren hier als Anleiter zu alltags- und engagementbezogenem Lernen. Das Ausgehen vom „konkreten Fall“ wird zu einer „gemeinsamen Praxis“. Über die gemeinsame „Anschauung“ wird das Nachdenken über Praxis im Lichte unterschiedlicher Deutungsmuster erleichtert.

(c) Akteure im Feld werden in die Fortbildung einbezogen

Engagementbezogenes Lernen erfordert eine enge Anbindung an die vorhandenen Infrastrukturen, in denen das Engagement plaziert werden soll. Damit bürgerschaftliche Initiativen – die sich im Anschluss an die Fortbildung aus dem Teilnehmerkreis zusammenfinden – erfolgreich arbeiten können, müssen sie nicht nur den Bedarf entsprechend eruieren, sondern sie sollten auch die Akteure im Feld kennen, die sich ebenfalls ihrer Zielgruppe zuwenden. Mögliche Kooperationen können schon im Vorfeld ausgelotet werden.

Der Erfolg des Gesamtprojektes „Pflegepartner“, so eine der Basishypothesen, ist eng damit ver-

(d) Für die jeweiligen Engagementfelder werden eigene Rollenprofile entwickelt

Eine besonders reizvolle Aufgabe in der Fortbildung von Freiwilligen besteht in der Entwicklung von neuen Rollenprofilen für spezifische Engagementfelder (vgl. die Qualifizierung zum seniorTrainer im Rahmen des Bundesmodellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“: www.seniortrainer.de). Innerhalb der VHS-Qualifizierung werden die Beiträge der externen Referenten von der Lerngruppe stets daraufhin untersucht, welche Relevanz sie im Hinblick auf die neu konzipierte Rolle des „Pflegepartners“ haben können. Hier sind nicht nur die Teilnehmenden als „Entwickler“ gefragt, sondern auch die jeweils eingeladenen Dozenten, von denen erwartet wird, dass sie sich mit ihrer visionären Kompetenz einbringen. Im Laufe der Fortbildungen entsteht so ein immer komplexer werdender Entwurf des „Kompetenzprofils Pflegepartner“, der mit jedem „Externen“ immer wieder neu kritisch diskutiert wird.

In der Fortbildung zum Pflegepartner wird bereits in der Vorbereitungsgruppe ein erstes Kompe-

¹ Zur Vernetzung von bürgerschaftlichen Initiativen mit Bildungsinstitutionen vgl. das vom BMBF geförderte IFFE-Projekt „Lernnetzwerk Bürgerkompetenz“, www.lern-netzwerk.de, in Vorbereitung

tenzprofil erarbeitet und in einer gemeinsam aus Pappe, Luftballons, Kordel usw. erstellten Figur greifbar.

Assoziationen im Hinblick auf einen „idealen Pflegepartner“:

- „gute“ Nase – steht für Chemie, die zwischen Menschen stimmen muß
- fröhliches Gesicht ⇒ ansteckender Humor
- Riesenohren ⇒ Verständnis und Zuhören bei Gesprächen in der Familie und mit Außenstehenden
- langer Atem ⇒ Geduld
- Fernglas ⇒ Weitblick (Blick auf die Pflegenden, aber auch auf den Gepflegten)
- Prisma ⇒ Facettenreichtum und genaues Hinsehen
- Kasten auf dem Kopf ⇒ „etwas auf dem Kasten haben“: Lebensklugheit, Wissen, gesunden Egoismus, Pflegeerfahrung ...
- Blitze am Kopf ⇒ Ideenreichtum und Phantasie
- große Hände ⇒ Mut machen
- starke Beine ⇒ Stehvermögen und Selbstbewusstheit
- große Füße ⇒ Zurücktreten/sich distanzieren/sich nicht vereinnahmen lassen
- Sitzstellung ⇒ der Pflegepartner fällt nicht um, ruht in sich
- Rucksack auf dem Rücken ⇒ Symbol dafür, dass Pflegepartner etwas mitbringen wie z.B. Pflegeerfahrung, Wissen, Kompetenzen. Der Pflegepartner trägt aber nicht die Last der Pflegenden mit.
- Schirm in der Hand ⇒ zum flexiblen Abschotten/als Schutz für sich selbst und den Pflegenden.

Dies ist der Auftakt zu einer kontinuierlichen gemeinsamen Profilentwicklung. Besonders prägnant wird das Profil in der Abgleichung mit verschiedenen Gruppen von Professionellen (Sozialarbeiter der Stadt, Pflegedienst-Mitarbeiter, Mitarbeiter der Tagespflege), die zu einem Fortbildungstag eingeladen werden. An einem fiktiven Beispiel stellen die einzelnen Berufsgruppen sowie die Pflegepartner dar, aus welcher unterschiedlichen Perspektiven sie sich einem „Fall“ nähern. Im Sinne eines „Lernens an der Differenz“ werden die Unterschiede herausgearbeitet. So entwickeln alle Beteiligten ein erstes Wissen um die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Ansätze. Dies wird als Voraussetzung dafür gesehen, dass Kooperation auch von höchst unterschiedlichen Partnern möglich ist.

Bildungsanbieter sind hier als Helfer bei der Entwicklung der Engagementprofile aktiv. Neugier, Phantasie und die Fähigkeit, ergebnisoffene Lernprozesse anzuregen und zu begleiten sind gefragt.

(e) Bürgerschaftliches Lernen dient persönlicher und gemeinschaftlicher Weiterentwicklung und fördert „organisationales Lernen“

Wer sich in bürgerschaftlichen Initiativen engagieren möchte, ist nicht nur an einer persönlichen, sondern auch an einer gemeinschaftlichen Weiterentwicklung interessiert. Als wesentliche Motivation gilt, etwas „für sich“, „mit anderen“ und „für andere“ zu tun. Bildungsanbietern ist die Förderung persönlicher Entwicklung oftmals vertraut, weniger hingegen die Stiftung von auf längere Dauer angelegten Vergemeinschaftungsprozessen. Die Aufgabe der Entwicklungsbegleitung bezieht sich also nicht nur auf die Klärung persönlicher Motive, Ziele und biographischer Kontexte für das gewählte bürgerschaftliche Engagement (vgl. Bubolz-Lutz 2001), sondern auch auf die Schaffung einer Arbeitsplattform für die im Aufbau befindliche Initiative: Klärung gemeinsamer Visionen, Präzisierung unterschiedlicher Perspektiven, Etablierung eines „reflexiven Milieus“ (vgl. Kade 2001). Eine erste Einführung in die Grundstrategien des Projektmanagements gehört deshalb ebenso zu dem Lernprogramm, das neben dem inhaltlich ausgerichteten Lernen auf einer „zweiten Spur“ läuft, wie eine Sensibilisierung der Teilnehmenden für die Möglichkeiten „organisationalen Lernens“ in Initiativen (vgl. Looss 1999; Schäffter 2001).

Während in den Kursen zur Vorbereitung der Pflegepartner biographischem Lernen und Teamlernen von Beginn an ein hoher Stellenwert eingeräumt wird – und zwar sowohl von den Bildungsanbietern als auch von den Teilnehmenden – rücken im abschließenden Teil der Qualifizierung organisationale Aspekte in den Vordergrund: Arbeitskreise werden gebildet, um einzelne Themen aufzuarbeiten und Aktionen vorzubereiten, Verantwortlichkeiten werden übernommen, Überlegungen zur Wahl einer passenden Organisationsform nehmen gegen Ende der Fortbildung immer mehr Raum ein.

Bildungsanbieter fungieren unter diesem Aspekt als Unterstützer und Begleiter für persönliche, gemeinschaftsbildende und organisationale Lernprozesse.

Profile im Vergleich			
	Professionelle Organisationen	Pflegepartner	Gruppen für Pflegende Angehörige
Zugangsweise	– Sozialarbeit: „case work“	– Zugehend: „Bring-Struktur“	– Einladend: „Komm-Struktur“
Beginn des Einsatzes	– Akute Krise	– Im Vorfeld potentieller Krisensituationen	– „Auffangen“ in bereits bestehenden Belastungssituationen
Zielpersonen/-gruppen	– „Kranker“ im Mittelpunkt	– Pflegender Angehöriger im Mittelpunkt + „System Familie“ im Blick	– Pflegende Angehörige im Mittelpunkt
Intention des Angebotes	– Pflege-Organisation für Erkrankten	– Individuelle Stützung, Stärkung und Begleitung der Hauptpflegeperson(en)	– Stützung aller Pflegepersonen: das Gemeinsame steht im Vordergrund
Ziel des Einsatzes	– Längerfristig tragfähige Organisationsstruktur	– Pflegende Angehörige bei der Entwicklung neuer Lebensperspektiven unterstützen – Unterstützung durch Mitdenken bei der persönlichen Verarbeitung und Bewältigung der Pflege	– Emotionale Entlastung durch Austausch mit anderen in ähnlicher Lage – Informationen als Anregungen zur Bewältigung der Pflegeaufgaben
Ethik	– Autonomie des Patienten bis zum Schluss – Betreut werden als „Kapitulation“	– „Aufeinander Angewiesen sein“ als Grundgegebenheit – Verbundenheit – Bürgerschaftliche Mit-Verantwortung – Ethik der „Achtsamkeit“ (vgl. Conradi 2001)	– Selbstsorge der pflegenden Angehörigen

Unterstützung bürgerschaftlichen Lernens – ein Lernfeld für Erwachsenenbilder(innen)

Die Begleitung und Unterstützung bürgerschaftlicher Lernprozesse stellt eine Herausforderung an die pädagogischen Mitarbeit(innen) von Institutionen dar, das eigene Rollenprofil zu erweitern (vgl. dazu weitere Anregungen bei Bergold/ Mörchen/Schäffter 2002). Die Erfahrung mit dem Pilotprojekt „Pflegepartner werden“ zeigt, welche Funktionen ein Erwachsenenbildner auszufüllen vermag, der auf „Engagementförderung“ durch Lernen setzt. Erwachsenenbildner sind dann

- Organisatoren und Koordinatoren,
- Prozessbegleiter im Hinblick auf die Erschließung von Engagementpraxen,
- Vernetzer zwischen den verschiedenen Akteuren im Engagementfeld,
- Profilentwickler und

- Förderer persönlichen, gruppenbezogenen und organisationalen Lernens.

Die Erfahrung zeigt, dass eine nach den o.g. Prinzipien ausgerichtete Fortbildung eine länger anhaltende Lern- und Engagementbereitschaft nach sich zieht. Teilnehmende berichten, neben einer Erweiterung geistiger Horizonte und einem Zugewinn an Freude beim Lernen habe sich ihre Einsatzbereitschaft und gleichzeitig ihre Fähigkeit erhöht, mit der häuslichen Pflege in Zusammenhang stehende Notlagen schneller als zuvor zu erfassen und die selbstgewählte Aufgabe konsequent und sicher anzugehen. Wünschenswert wäre, dass sich die Bildungsinstitutionen, die Fortbildungen dieser Art ermöglichen, auch für die Etablierungs- und anschließende Praxisphase – je nach Bedarf – Lernbegleitung anbieten.

Literatur und Quellenhinweise

- Bergold, Ralph/Mörchen, Annette/Schäffter, Ortfried (Hrsg. 2002): Treffpunkt Lernen – Ansätze und Perspektiven für eine Öffnung und Weiterentwicklung von Erwachsenenbildungsinstitutionen. Band 1: Treffpunkt Lernen – ein lernendes Entwicklungsprojekt. Gesamtbericht, Dokumentation, Evaluation, Recklinghausen
- Bubolz-Lutz (2001): Motive zum sozialen Engagement – Strategien der Motivierung. In: startsocial (Hrsg.): Wettbewerbsdokumentation, Düsseldorf, 55–57
- Bubolz-Lutz, Elisabeth/Rüffin, Heinz-Peter (2001): Ehrenamt – eine starke Sache. Selbstbestimmtes Lernen Älterer für ein selbstgewähltes ehrenamtliches Engagement: Begründungen, Erfahrungen, Anstöße, Montabaur
- Conradi, Elisabeth (2001): Take Care – Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit, Campus, Frankfurt/ New York
- Kade, Sylvia (2001): Selbstorganisiertes Alter – Lernen in reflexiven Milieus, Bielefeld
- Knoll, Jörg (2003): „Etwas bewegen wollen“ – Lernunterstützung für ehrenamtliche Vereinsarbeit. Eine Handreichung für Angebote und Aktivitäten, Berlin
- Knopf, Detlef (2002): Rahmencurriculum für das Bundesmodellprogramm des BMFSFJ „Erfahrungswissen für Initiativen“ (Efi), www.seniortrainer.de
- lernEXPERT (Hrsg. 2003): Lernfeld Bürgerengagement. Schriftenreihe des BMBF, Bonn (im Druck)
- Loos, Wolfgang (1999): Wenn Organisationen reden könnten. In: Gestalttherapie 2, 26–33
- Mayrshofer, Daniela/Kröger Hubertus A. (1999): Prozesskompetenz in der Projektarbeit. Ein Handbuch für Projektleiter, Prozessbegleiter und Berater. Mit vielen Praxisbeispielen, Hamburg
- Münnix, Gabriele (2002): Horizontverschiebungen. Multiperspektivität als Prinzip praktischen Philosophierens, Ernst Klett Schulbuchverlag Leipzig
- Olk, Thomas (2002): Auf dem Weg zur Bürgergesellschaft hat bürgerschaftliches Engagement einen zentralen Stellenwert. In: Im Gespräch, Informationsdienst der Stiftung „Bürger für Bürger“, Berlin, 2
- Schäffter, Ortfried (2000): Organisationsberatung als Lernberatung von Organisationen. In: Nuisl, E./Schiersmann, Ch./Siebert, H. (Hrsg.): Report, Thema: Beratung, Bielefeld, 50–60
- Schlegl, Paul (2002): Dienstleistungs- und Vernetzungsangebote für Gruppen – der gemeinwesenorientierte Öffnungskurs des KBW Landkreis Reutlingen: TPL Reutlingen. In: Bergold, Ralph/Mörchen, Annette/Schäffter, Ortfried (Hrsg. 2002): Treffpunkt Lernen – Ansätze und Perspektiven für eine Öffnung und Weiterentwicklung von Erwachsenenbildungsinstitutionen. Band 1: Treffpunkt Lernen – ein lernendes Entwicklungsprojekt. Gesamtbericht, Dokumentation, Evaluation, Bonn, 161–183
- Schützendorf, Erich/Dannecker, Wolfgang (1999): Die liebe Last. Altenpflege in der Familie, Frankfurt am Main
- Schulz, Manuel (1998): Strukturelle Teilnehmerorientierung. Didaktisch-methodische Konzeption für selbstorganisierte Lernprozesse in der Weiterbildung. In: GdWZ 9/ 6, 244–247
- Steiner, Irene (2001): Drei Merkmale des bürgerschaftlichen Lernens. In: Lernmaterialien für Mentorentrainer für Bürgerengagement, Stuttgart, unveröffentlichtes Manuskript
- Winkel, Rolf (2000): Generationenübergreifende Projekte sind keine Eintagsfliegen. In: BAGSO (Hrsg.): „Solidarität der Generationen – Erfahrungen aus zwei Bundeswettbewerben“, Bonn, 9–35
- www.lern-netzwerk.de (in Vorbereitung)
- www.pflegepartner-viersen.de (in Vorbereitung)
- www.seniortrainer.de

Petra Herre

Was ist „dran“?

Fortbildungsbedarf von professionell Handelnden in der Weiterbildung

Welche Fortbildungsangebote brauchen PraktikerrInnen der Weiterbildung? Diese Frage wurde im Rahmen einer Fachkonferenz diskutiert, zu der das DIE Anfang September 2003 eingeladen hatten. Dort wurden die Ergebnisse einer Studie vorgestellt, die im Auftrag des DIE am Lehrstuhl von Frau Prof. Dr. Wiltrud Gieseke, Humboldt Universität Berlin, durchgeführt wurde. Die empirische Erhebung bezog sich auf MitarbeiterInnen von öffentlichen Weiterbildungseinrichtungen in den Bundesländern Berlin und Brandenburg. Hintergrund der Befragung sind veränderte und neue Bedarfslagen für Professionswissen wie sie sich aus neuen Handlungsbereichen und Konzepten ergeben.

Solche neuen Anforderungsfelder sind: Qualitätsmanagement, der Ansatz des „Lebenslangen Lernens“ mit Konsequenzen für die Beratung Lernender, Orientierung an individuellen Lernprojekten, Gewinnung lernungewohnter Teilnehmendenkreise, Bildungsmanagement, Marketing und Evaluation. Hinzu kommen noch die Veränderungen in der Personalstruktur von Einrichtungen. Die Tendenz zur befristeten Beschäftigung wirft die Frage von Wissensmanagement auf: wie kann Professionswissen gesichert und weitergegeben werden. Eine Antwort darauf ist die verstärkte Bedeutung der Fortbildung. Und

¹ unveröffentlichte Auswertung